

Über die Meister

© 2016 by Suzanne Latour. Alle Rechte vorbehalten

Obwohl die Versuchung groß ist, sich vorzustellen, wie alles ganz anders und viel großartiger hätte sein können – wieviel geradliniger, konsequenter und zielstrebigere eine Entwicklung (die eigene) hätte verlaufen können – bin ich doch froh oder wenigstens nicht traurig, daß ich keinen großen Meister unter meinen Lehrern gehabt habe, d. h. unter denen, mit denen ich in Kontakt von Mensch zu Mensch gestanden habe. Die Meister, die einen durch ihre Werke lehren, können nicht groß genug sein, versteht sich. Aber die physische Gegenwart hat etwas Überwältigendes, das, sofern nicht ausgeprägte Antipathie, also eine Art negativer Magnetismus, dies verhindert, den Widerstand aufzehrt oder doch beständig bedroht, und wenn man, als ein junger und unerfahrener Mensch, schon so begierig auf das Lob tüchtiger und vernunftvoller, aber nicht außerordentlicher Menschen ist, welche einen Schwindel muß einem da ein Genie, das deine mickrigen Leistungen anerkennt oder sie gar zu schätzen vorgibt, verschaffen: welche Beflügelung und welche geistige Abhängigkeit zugleich! Was erklärt, warum die großen Meister nur äußerst selten ebenbürtige Schüler und Nachfolger haben: man findet sie fast nur dort, wo das Erbe, das weitergegeben wird, auf einer handwerklich geprägten Tradition fußt, also in der Musik und in den bildenden Künsten, aber so gut wie gar nicht in der Literatur und in der Philosophie. Ich kann gerne zugeben, daß ich wahrscheinlich anders über diese Sache dächte, wenn ich einen großen Meister gekannt hätte. Aber den Tadel und die Mißbilligung normaler und wohlwollender Personen kann man in jenem Alter der Empfindsamkeit noch einigermaßen wegstecken – beides betrübt und beschämt ein wenig, aber man macht sich nicht viel daraus, immer mit Hoffnung auf bessere Erfolge und einen Wechsel des Windes. Doch wenn wir jemandem mißfallen, für den wir die tiefste Bewunderung, Achtung und sogar Liebe hegen, so stelle ich mir die Wirkung niederschmetternd vor. Das Beste, was dann ein Meister tun kann, wenn er merkt, daß in jenem Schüler ein anderes Sein sich Bahn bricht, das zu seinem eigenen in starkem Gegensatz steht, ist vermutlich, ihn auf einen anderen Weg und zu anderen Vorbildern zu weisen. Kleist hat die Mißbilligung Goethes nicht gut vertragen können, was zweifellos auch mit seinem rasend empfindlichen Naturell zusammenhing, aber daß man sein (geliebtes) Stück nicht verhunzt auf der Bühne wiedersehen will und Goethes Zugeständnisse an die Kitschbedürfnisse des Publikums (wie etwa im *Egmont*, wo das Klärchen zum Schluß auf einer Wolke entschweben sollte) nicht immer glücklich zu finden vermag, ist jedenfalls verständlich, und diese Episode gehört für meine Begriffe zu den betrüblichsten in der Geschichte deutschen Literatur. Man kann daraus – unter anderem – entnehmen, daß Schiller und Goethe zwei Antipoden repräsentierten, die einander recht wohl anzuerkennen vermochten (und sei es aus politischen Gründen), ohne daß sie sich darum in ihrer eigenen geistigen Position beeinträchtigt oder bedroht gefühlt hätten. Mit Kleist lag, wie man weiß, die Sache anders, denn er ähnelte Goethes altem bez. jüngeren Selbst, das dieser längst hinter sich gelassen hatte, oder verkörperte es ein Stück weit und Goethe sah Gefahr darin, den alten Zustand der Isolation, Entfremdung und des unbefriedigten Geltungsbedürfnisses,

den er im Werther und Tasso bewältigt und überwunden hatte: diesen krankhaften, an Wahnsinn grenzenden Zustand wieder aufleben und sich daran erinnern zu lassen, daß die Umstände, die ihn hervorgebracht und begünstigt hatten, noch in ihrem Kern dieselben waren. Man versteht beide Positionen, wenn man auf diese Weise zurücksieht, aber man entnimmt daraus, wie es ist, wenn man dem Meister nicht gefällt, und daß dieses Mißfallen keineswegs immer auf die höchsten und reinsten, sondern zumeist vermutlich auf sehr menschliche Beweggründe zurückzuführen sein mag. Und so sehr das die Vernunft, wenn man ihr Gehör zu schenken fähig ist, trösten kann, so sehr kränkt einen das auf andere Weise: denn es macht den Meister klein und nimmt etwas von unserer Bewunderung und Ehrfurcht fort. Er ist auch nur ein Mensch und in manchen Dingen klein, denn er fürchtet sich. Und so leiden wir nicht zuletzt daran, nicht mehr so verehren zu können, wie wir gerne gewollt hätten. Ist das nicht seltsam? Weil er uns nicht anzuerkennen vermag, stürzt der Meister vom Sockel. Wir waren die Falle, die ihm gestellt wurde, und er ist prompt hineingetappt. Der Eigentümliche hierbei ist, daß die Eitelkeit, wenn man die Mechanismen des Verhaltens einmal genau betrachtet, in alldem eine weitaus geringere Rolle spielt, als man glaubt. Schließlich geht es nicht so sehr darum,, was man darstellt, sondern darum, was man liebt und wovon man sich wünscht, daß es die anderen auch lieben und anerkennen. Und es ist schwer, ein Urteil hinzunehmen, das etwas als nicht liebenswert hinstellt und dies aus Gründen, die nur in der Natur des Urteilenden liegen, das Subjektive daran, von dem nichts Menschliches frei ist, reizt zum Trotz. Es ärgert und rettet zugleich: denn mit diesem Schlüssel läßt sich der Meister entthronen und der Mensch ist frei.